

Jolanthe

brauche, daß sie Photographin sei und ihr Brot verdiene. Ihr Streben gelte ausschließlich der anständigen Erziehung ihres Sohnes. (Von diesem Sohne berichtete sie rührende und liebe Kleinigkeiten.) Am besten wäre es, schreibt sie, wenn sie jemanden heiraten könnte, der ähnliches durchgemacht, der von ihr nichts verlangte, keine tiefe Empfindung, keine „Seelengemeinschaft“, der einfach ein ehrlicher Gefährte, ein „Menschenkollege“ wäre, weil es sich so zu zweien leichter leben läßt. Gerade so drückte sie sich aus. Sie schrieb „Menschenkollege“. Außerdem, schrieb sie, sei man allein doch allerlei Stimmungen und Gefühlswandlungen ausgesetzt. Ein derartiger Gefährte aber wäre eine Art Scheidewand zwischen ihr und dem Leben. Isolierungsschicht. Man könnte sich gegenseitig die Ruhe und die Einsamkeit sichern.

„Siehst du, diese Frau ist wie für mich geschaffen“, sagte ich lächelnd.

„Willst du sie kennen lernen?“ fragte mein Freund sachlich ernst.

„Nein“, antwortete ich da plötzlich ebenfalls ernst. „Wenn ich sie kennen lerne und dann heirate, so hat es doch, falls sie mir gefällt, den Anschein, als heiratete ich sie eben deshalb. Nein! Ich werde ihr noch heute nacht schreiben und sie bitten, meine Frau zu werden. Ohne sie gesehen zu haben! Daß sie ein ehrlicher Mensch ist, sehe ich aus diesem Brief, und das übrige geht mich nichts an.“

Noch in derselben Nacht schrieb ich nach Zürich. Ich schrieb ihr, daß ich, zwar nicht infolge eines ähnlichen Schicksals, aber dennoch derselben Auffassung sei wie sie. Daß ich Philosoph sei und an einem großen Werke, an der Grundlegung eines neuen Systems der Ethik arbeite, und daß ich nur mit meinem Werke eine innere seelische Gemeinschaft empfinde, den Menschen aber fremd bin und auch fremd bleiben will. Ich fragte sie, ob sie meine Gefährtin, mein „Menschenkollege“ sein möchte, damit wir einander gegenseitig die unabhängige Einsamkeit sichern? Ich teilte ihr mit, daß ich über ein kleines Vermögen verfüge, wir also materielle Sorgen nicht zu befürchten hätten.

Zwei Wochen darauf trafen wir uns in Budapest und am dritten Tage waren wir verheiratet und zogen in das kleine Altofner Häuschen mit dem roten Erker.

Jolanthe gefiel mir. Ich meine nicht äußerlich. Obwohl sie hübsch, man kann sogar sagen schön war. Aber gerade das war mir eigentlich nicht angenehm. Es beunruhigte mich vielmehr. Sie war schlank, sah kränklich aus, ihr Gesicht war auffallend schmal

und erschien durch das an den Schläfen geglättete, nußbraune Haar noch schmaler. Später reizte mich diese unnatürliche Schmalheit ihres Gesichts. Es war, als käme sie damit durch alle Ritzen und Spalten hindurch. Ihre langwimprigen Augen blickten so müde. Ueberhaupt war diese weiche Mattigkeit, diese müde Traurigkeit der wesentliche Eindruck ihres Aeußeren. Sie trug ein dunkelblaues Samtkleid mit weißem Spitzenjabot und Spitzenmanschetten. Ich erwähne dies, weil ich sie nie in einem anderen Kleid gesehen habe. Und in ihrem ganzen Wesen, in ihrem Haar, in ihren Augen, und ihrer Stimme war auch etwas samtartiges und dunkelblaues. Sie sprach sehr leise, samtweich in leicht singendem Tonfall. Aber sie sprach viel. Am meisten von der Schönheit des Schweigens. Und sie gebrauchte ein dunkles Veilchenparfüm. Es war nicht unangenehm. Nur konnte ich mich bis zum letzten Tag daran nicht gewöhnen.

Es fällt ihnen wohl auf, daß ich böswillig von ihr spreche. Ich weiß, daß ich ungerecht bin. Aber ich will auch das nicht verschweigen, weil es für das künftige von Bedeutung ist. Denn: warum bin ich gerade ihr gegenüber ungerecht? Das ist es ja!

Uebrigens war ich damals noch sehr zufrieden. Sie war einfach und von ehrlicher Sachlichkeit. Wie ich es erwartet hatte. An jenem ersten Tag befremdeten mich nur zwei Dinge. Das eine war, daß sie, als wir vom Standesamt herunterkamen, leise und träumerisch bemerkte (obgleich dies, wie gesagt, ihre natürliche, ständige Sprechweise war): wie schön und vornehm es eigentlich sei, daß zwei Menschen ein derartiges Bündnis eingehen können.

Warum war sie davon so gerührt?!

Das zweite war, daß sie ihrer besonderen Freude darüber Ausdruck gab, daß ich Philosoph sei, da sie selber die Philosophie sehr schätze und sich mit ihr auch beschäftigt habe.

Daran ist freilich auch nichts Ungewöhnliches und es war ja außerdem auch wahr. Trotzdem ...

Kurz, wir hielten unseren Einzug in das Altofner Häuschen und Jolanthe machte sich an die Einrichtung des „neuen Heims“. So drückte sie sich aus. Sie arbeitete von früh bis spät. Ich konnte ihr ja auch nur dankbar dafür sein. Aber bereits damals beunruhigte mich die Begeisterung, der übertriebene Eifer, mit dem sie ans Werk ging. Sie wollte es schön und lieb machen, sie wollte, daß ich mich wohlfühle. Rastlos ging sie den ganzen Tag auf und ab, mit ihrem leisen, schwebenden, in den Knien einsinkenden